

(Nachdruck verboten.)

## 2) Wolfgang Wilfling.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

„Alsdann, gut war er zu ihr! . . . Da haben s' wieder g'logen, die Matschen! . . . Aber ein Hiesiger ist der Förster net. . . . Man hört's doch an der Sprach . . .“

„Er sagt, die Wilfling stammen aus der Nürnberger Gegend. Und er ist weit in der Welt draußen g'wesen.“

„Und Du?“

„Ich bin von Lindenhau. Mein Vater hat ein Wirtshaus und ist Heger beim Fürsten.“

„Sua! . . . Sua!“

Margaret wollte aufstehen.

„Ich muß nach'm Feuer sehen. Der Herr wird bald kommen.“

Die andere hielt sie zurück.

„Wart' noch a wenig, Mäd'el! . . . Sag a mal, wie alt bist denn jetzt?“

„Sechszwanzig werd' ich im Oktober. Warum fragst du denn?“

„Bist Du aber neugierig! Alsdann sechszwanzig! Ja, was ich sagen wollt . . . Um an Heirater hast Dich noch net umg'schaut?“

Die Junge wurde rot und sah in den Topf, den sie im Schob hielt.

„Zhr wißt's doch selbst, wie es heutzutage ist, wenn man nichts hat . . .“

Das Semmelweib fuhr herum und betrachtete mit ihren kleinen, schwarzen Augen die andere vom Kopf bis zu den Füßen.

„Nichts hat? . . . Mäd'el, bist Du dumm! Du bist doch g'sund wie ein Eicher! . . . Und Dein G'still . . . Ueberall schön ausgepölkert, wie sich's g'hört! . . . Und Dein lustiges Temperament! . . . Na ja, die Nasen könnt' schon a wenig länger sein! . . . Sieht bald aus wie a böhmische . . . ich sag's wie's ist . . . Aber ein Untaderl darf auch die schönste Kuh haben . . .“

Margaret wurde zornig.

„Laßt's mich aus! . . . Ich mag überhaupt net!“

Die Alte blieb ruhig. Mit beiden Händen strich sie glättend über ihre Schläfen, etwas Weiches lag in ihrer Stimme, als sie wieder anhub:

„Mäd'el, Du bist wirkli dumm! . . . Was ist denn a Weiberts ohne Mann? . . . A halbs Leut! . . . Wie a versprengte Henn muß sie sich runducken . . . Kein' Menschen hat sie, an den sie denken kann, der sich ihrer annimmt . . . Mäd'el, willst Du a alter Dienstbot wer(d)en? . . . Hast schon a mal g'sehen, wie's so an geht?“

Sie legte ihre Hand auf Margaret's Schulter.

„Ich weiß schon, was Du mir sagen willst. Ist alles recht, aber ich könnt' an den Unrechten kommen. Ich werd' Dir was sagen . . . Schau, ich bin a alts Weib, aber ich sag: Wenn man's um und um betrach't, taugen tut ja kein Mannsbild was. Sieht man aber eins dahersteigen auf seinen Beinen, da wirkli a Mannel ist, so lacht ein'm 's Herz im Leib . . .“

Die Alte atmete tief auf und plauderte weiter:

„Siehst, was der meinige ist, der Bartel, zu den Schönsten hat er nie g'hört. Ueber dreißig Jahr sein wir jetzt verheirat't, Kinder haben wir keine g'habt. Er muß Fiegersblut in sein'n Adern hab'n: Dreimal ist er mir ausg'rissen. Und einmal hab' ich ihn in Sachsen draußen ausstößern und bis an die Grenz' einen Polizeier mitnehmen müssen, sonst wär' er mir wieder davon . . . Solang er daheim ist, brummt er; wenn i aber aus der Stadt komm', und der Schlüssel liegt noch auf'm G'sims, gibt's mir an Stich . . . Ich hab' ihm von meinen Kreuzern eine zweite Pfeifen kauft. Wenn er fort ist, darf ich nur an ihr riechen und ich muß allweil denken, ich hätt' halt was von ihm da bei mir . . . Wenn ihm im Wald was passiert . . . ich tu' mir was an! . . .“

Eine feine Röte lag auf den welken Wangen. Die Augen funkten.

„Ja, Mäd'el, siehst, Du weißt ja gar net, wie man sich aneinander g'wöhnen kann.“ — —

Margaret stand auf und ging nach dem Ofen, um nachzulegen.

Die Bötin richtete das bunte Decktuch in ihrem Korbe zurecht und warf die Tragbänder in einem Schwunge über die Schultern. Bei der Tür stollerte sie.

„Alsdann, am Sonntag, kommt an Herrn Förster sein Herr Sohn? . . . Was ist er denn?“

Margaret zauderte mit der Antwort. Was ging das die Botenfrau an. Als die andere sie aber noch immer fragend ansah, sagte sie: „Ich weiß nicht recht . . . Direktor oder so was in einer Fabrik . . . In Sachsen oder noch weiter draußen.“

„Jungg'jell?“

Da mußte Margaret lachen.

„Nein! Nein! . . . Er bringt die Frau mit und das Kind. Ein Mädel ist es und so ein schönes Geschöpf! Sie haben es abnehmen lassen, der Herr hat das Bild.“

„Sua . . . Sua!“

Die Alte überlegte.

„Da werd' ich Unterschiedliches mitbringen müssen. Na, Freitag abends komm' ich nachfragen . . . Gute Nacht, Mäd'el, und den' dran, was ich Dir g'sagt hab'! . . .“

Mit festen Schritten ging sie durch das Vorhaus. Die Eisen ihrer Männerstiefel klirrten auf den Steinplatten. — —

Der schwarze, hochstämmige Schweißhund stand wedelnd an der Tür.

Im Vorhaus hörte man Tritte, das Klitschen des Niemens über den Pflock des Gewehrrechs. Der Förster trat ein.

„Guten Abend, Margaret! . . . Was Neues? . . .“

Er blieb vor dem Ofen stehen und schnupperte.

„Ja. Ein Bauer aus Neudorf war da. Der Herr Förster soll seinen Wald abschätzen. Er will sein 'Hölzel', wie er sagte, verkaufen.“

„Der Dummhut! Hat er was vom Bezahlen geredet?“

„Ja. Ich glaub': Unsonst braucht er's nicht zu machen.“

„Ist ein Filz!“

„In der Stadt war er. Und mir scheint, daß er eine Halbe zu viel gehabt . . .“

Margaret lachte auf. Sie erinnerte sich, wie er ihr, dem „schön' Fräul'n“, geschmeichelt hatte.

„Natiirlich! . . . So schön voll, und auf dem Heimweg noch in jedem Wirtshaus einkehren! . . . Einer wie der andere! . . . Aber sie halten's aus und werden alt dabei . . .“

Der Förster ging in seine Schlafstube und hing Jagdtasche und Hut an einen Nagel. Dann kam er wieder herein.

„Pfl! . . . Du hast wieder Dorf zugelegt!“

Margaret wurde rot.

„Er kostet doch fast gar nichts! . . . Winkler hat damit geheizt, und der Bartel sagt . . .“

„Was mein Vorgänger getan hat, und was der Bartel sagt, geht mich gar nichts an! . . . Ich kann den Geruch nicht ausstehen! . . . Es ist doch genug Holz da! . . .“

Margaret ließ sich von dem barschen Ton nicht schrecken. Sie war ganz Eifer, als sie sagte:

„Aber wir könnten für das Holz Euten kaufen! Born im Dorf hat jeder einige. Den ganzen Sommer über sind sie im Moor und kosten fast nichts. Die Eva-Kathl hat mir Flaumfedern von ihnen gezeigt, sie sind fast so schön, wie die von den Gänsen . . .“

„Wenn Dein Herz daran hängt . . . kauf' s'obiel Du willst! Dazu wird es wohl noch reichen! . . . Aber den Dorfgeruch will ich aus dem Hause haben! Ein für allemal!“

Margaret nickte vor sich hin. Alles recht! Gegen den Herrn war sonst nichts einzuwenden; das Sparen hatte er halt nicht gelernt. — —

Das Abendessen war vorbei. Margaret zog das Tuch von dem kleinen viereckigen Tisch, schüttelte und faltete es, ehe sie es in den Schob des großen Tisches legte, der in der andern Ecke der Wohnstube stand. Der Hund war hinter ihr hergegangen, jetzt sah er verlangend zu ihr auf.

„Wart' nur ein bißl, Waddl, gleich kriegst Du'n Futter! . . .“

Der Förster warf sich auf dem Stuhl herum.

„Nicht zu viel Milch, Margaret! . . . Der Herr Waldmann wird mir sonst zu bequem . . . Wenn das Jagen über eine halbe Stunde geht, will er schon nicht mehr. Den Bock unlängst hat er ganz einfach ausgelassen, und er wußte hauptgenau, daß ich noch am Kreuzweg stand . . . Es mag ja der ungewohnte, weiche Boden etwas beitragen, aber . . . Kurz und gut, einen Stubenhund brauch' ich nicht!“

Margaret dauerte der Hund, der wie sein Herr lieber etwas Gutes als etwas Schlechteres mochte, und sie stellte sich so, daß der Förster nicht sehen konnte, wie viel Milch sie in die Futterkammer goß.

Als sie wieder am Tische saß, fragte der Förster: „Wenn der Frik kommt, kannst ihm denn auch was Anständiges vorsetzen?“

„Ich glaub' schon . . . Die Küh' geben jetzt reichlich und sehr gute Milch; für den Schmetten fäten sie in Franzensbad gern einen Gulden zahlen . . . Und Eier haben wir, und Butter haben wir . . . Daß ich gleich, wie wir herkommen sind, zwei Bruthenn'n ang'leht hab', wissen Sie ja . . . Zwanzig junge Hühnel laufen rum. Wenn wir drei oder vier zum Legen übrig lassen . . . Bratwürst' kann das Semmelweib aus Eger mitbringen, und Rindfleisch holt der Anton jeden Tag frisch in Wildstein . . .“

Der Förster nickte. „Das langt ja für eine Kirchweih! . . . Die Wildenten sind auch schon groß genug . . . Das muß man jagen: das Hauswesen hast Du recht schön im Stand! . . .“

Er sah Margaret einen Augenblick an; ein leises Niefeln ging ihr den Rücken hinab.

„Der Anton! . . . Wo steckt er denn, der Kerl? . . .“ Sie merkte, daß die Frage nur von etwas anderem ablenken sollte, und antwortete sofort, beinahe geschwätzig: „Born beim Bartel ist er. Der hat versprochen, ihm einen schönen Weitschenfleder zu schnitzen . . . aus einer Kronawettstaude. Er ist schon bald fertig und . . .“

Da sah sie, daß der Förster vor sich hin auf die Bretter der Diele blickte und gar nicht zuhörte. Und sie verstummte. Die Dämmerung kroch mählich in die Stube.

Aus dem Ofen fiel ein Schein zur Tür hin und ließ die scharfgebrannten Ziegelvierecke aufglühn, an der Stirnwand stand da und dort der abgeriebene Zaden eines Hirschgeweihs wie frei in der Luft, scharf und schwer ging der Pendelschlag der Uhr.

Plötzlich erscholl, wie durch die Decke vom Hausboden herab, lautes Geschrei; ähnlich einem Hohngelächter klang es. Margaret war im ersten Augenblick zusammengefahren.

„Die Sägen!“

„Ja, Elstern! Das Luderzeug sitzt schon wieder auf den Eichen und so, daß man nicht gut ankommen kann. Auf den Birnbaum wagt sich keine . . . Aber wartet, ich werde euch die Luft verfalzen! . . .“

Er war schon bei der Tür.

Nach einigen Minuten fielen zwei Schüsse, so kurz hintereinander, daß sie schier in einen Schlag zusammengingen.

Das Gelächter war verstummt. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Hundegeheul als Todesprophezeiung.

In einer Münchener Jäger-Zeitung behandelt E. Floessel neuerdings die Frage, inwieweit der Volksglaube, daß das Geheul der Hunde einen Todesfall ankünde, berechtigt sei oder nicht. Er setzt als bekannt voraus, daß Hunde bei eintretender Krankheit ihrer Herren die Nähe des Krankenbettes nicht nur nicht verlassen, sondern daß sie auch, je weiter die Krankheit sich hinzieht, eine unmerkliche Unruhe an den Tag legen und diese nicht selten auch durch Geheul kundgeben; er hält es für ebenso feststehend, daß Hunde mit dem wirklich eingetretenen Tode ihres Herrn dieses Gebahren in gesteigelter Weise fortzusetzen pflegen. Gewiß, meint er, darf man glauben, daß in solchen Fällen dem klugen Tiere seine Verstandstätigkeit sage, daß bei seinem Herrn, der sich nicht von seinem Lager erhebt oder der vielleicht zu seinem Lieblingshunde gleichgültig oder abwehrend sich verhält, etwas nicht in Ordnung sein müsse. Er fährt dann fort: „Eine Vorahnung oder Vorberühmung des bevorstehenden Todes kann jenes Verhalten des Tieres nicht bedeuten, vielmehr findet in ihm die Anhänglichkeit und Treue des braven Tieres zu seinem Herrn ihren eigentümlichen Ausdruck.“

Wohl alle Leser dürften diese Erklärung für sehr einleuchtend und zutreffend halten. Ich stehe auf einem anderen Standpunkte und möchte im nachstehenden meine abweichende Ansicht näher begründen.

Daß der Volksglaube in vielen Fällen, obwohl er lange Zeit von den Gelehrten verlacht worden ist, sich nachträglich als richtig herausgestellt hat, darf ich als bekannt voraussetzen. Als Knabe verspotteten wir die Mägde, die sich die wunden Stellen an den Händen verbanden, wenn sie Aale schlachteten, da wir von unserem Lehrer über den unsinnigen Glauben, da Aale giftig seien, aufgeklärt waren. Ich war daher nicht wenig bestürzt, als ich später erfuhr, daß sowohl Aale wie auch Salamander, Kröten usw. tatsächlich ein Hautgift besitzen, mit dem man Hunde u. dergl. vergiften kann. Seitdem bin ich etwas stutzig geworden und prüfe eine Volksanschauung erst von allen Seiten, ehe ich sie für irrig halte.

Wenn z. B. Buttle unter den Fällen des Aberglaubens den Satz anführt: Pferde und Rinder gehen über keine Stelle, wo ein Ermordeter verscharrt ist, so kann von Aberglaube gar keine Rede sein. Das Volk ist vollständig im Recht, und unsere Gelehrten sind deshalb im Irrtum, weil sie sich zu wenig mit der Tierwelt beschäftigen haben.

In meinem Buche „Ist das Tier unvernünftig?“ habe ich eingehend dargetan, daß die Sinnesorganisation zahlloser Tiere von der unserigen abweicht. Wir haben unseren Grundsinne in den Augen, die meisten Tiere haben ihn in der Nase. Es ist nun ganz einleuchtend, daß Naturvorgänge, die das Sehen behindern, wie z. B. Nebel, Dunkelheit, dichter Wald usw. in keiner Weise das Niesen beeinträchtigen, daß z. B. das Maultier, das sich nach der Nase richtet, im Nebel seinen Weg nicht bloß sucht, sondern auch findet, kommt uns Menschen nur deshalb merkwürdig vor, weil wir immer von unserem ganz beschränkten anthropozentrischen Standpunkte aus alles betrachten, auch vergessen, daß fast alle Tiere einen Ortsinn besitzen, der uns Kulturmenschen abhanden gegangen ist. Eine vergrabene Leiche ist für unsere Sinne ein Gegenstand, der unaußfindbar ist. Zu sehen und zu hören ist nichts — folglich könnten wir sie nur durch Zufall entdecken. Für Nasentiere liegt die Sache ganz anders, sie finden verscharrte Körper mit Leichtigkeit.

Vor vielen Jahren habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausrottung der Füchse vom kriminalistischen Standpunkte aus sehr zu beklagen ist. In Wäldern verscharrte Leichen werden gerade von Meinede häufig ans Tageslicht gebracht. Wie Füchse, so sind auch Pferde, Rinder, Hunde usw. Nasentiere und können dieselben Leistungen vollbringen. Von den Hunden ist es ja bekannt, bei Pferden und Rindern fällt es weniger auf. Der Grund ist sehr naheliegend. Alle Hundarten wie auch Schwarzwild sind auf vergrabene Körper erpicht, weil sie Nas mit Vorliebe fressen. Pferde und Rinder haben als Pflanzenfresser dagegen gar kein Interesse an der Entdeckung eines Leichnams.

Trotzdem kommen solche Fälle nicht selten vor. Ich führe folgende an. Vor einigen Jahren durchlief die Zeitungen folgende Nachricht: Entdeckung eines Raubmordes durch ein Pferd. In der Nähe von Glasersdorf (Wöhmen) aderte vor kurzem ein Knecht. Plötzlich blieb das vor den Pflug gespannte Pferd stehen und wollte nicht von der Stelle. Da das Tier außerdem ein überaus scheues Viehchen an den Tag legte, begann man an der Stelle nachzugraben und stieß auf eine größtenteils entkleidete Leiche, in welcher der seit dem Herbst vorigen Jahres vermiste Fischereigehilfe Anton Sida erlannt wurde. Dieser war damals von seinem Dienstgeber mit einem Betrage von 500 Kronen nach Glasersdorf gesandt worden, um Vieh einzukaufen. Auf dem Wege wurde er von einem unbekanntem Täter ermordet und beraubt und blieb bis jetzt verschollen.

Ebenso finden Rinder jedes verendete Wild und zeigen die Entdeckung durch ein sonderbares Gebrüll an. In früheren Jahren wandten sich die Jäger, die einen erlegten Hirsch usw. absolut nicht finden konnten, regelmäßig an den Rinderhirten, der dann seine Pflegslinge durch das in Frage kommende Revier trieb, wobei die Beute mit unfehlbarer Sicherheit gefunden wurde. Liegt unter der Schwelle eines Hauses eine Leiche, so wäre es mehr als wunderbar, wenn Pferd oder Rind mit ihrem feinen Geruch das nicht merken sollten.

Aber nicht nur der tote Körper hat einen anderen Geruch als der lebendige, auch der kranke hat einen anderen als der gesunde. Daß jede Krankheit ihren speziellen Geruch hat, ist sehr vielen Medizinern bekannt. Selbst wir Menschen mit unseren stumpfen Nieswerkzeugen können das manchmal wahrnehmen. Ein befreundeter Arzt mit großer Praxis erzählte mir, daß er in zahlreichen Fällen, wo er zu einer Familie gerufen würde, sofort beim Betreten der Wohnung erklären könne: Hier haben die Kinder Scharlach. Daß nun Nasentiere auf diesem Gebiete Leistungen vollbringen, die für unsere Sinne ganz unsagbar sind, liegt auf der Hand.

So ist es vielen Beobachtern aufgefallen, daß manche Fliegen, bei denen ebenfalls der Geruch der Grundsinne ist, gesunde Tiere verschonen, aber kranke sofort mit Eiern belegen. Ich will mich hier auf Hensels Beobachtungen über brasilianische Schmeißfliegen stützen, der folgendes schreibt:

„Höchst merkwürdig ist die Fähigkeit, durch die die Schmeißfliege insinuiert ist, solche Tiere ausfindig zu machen, die dem Tode geweiht sind. Ein großer, starker Hund, den ich besaß und der niemals An-

fechtungen durch Schmeißfliegen zu erleiden gehabt hatte, war auf der Jagd durch ein von ihm getötetes Wild so schwer verwundet worden, daß er bei der Rückkehr nicht mehr folgen konnte, sondern durch Blutverlust geschwächt am Wege liegen blieb. Obwohl ich nun gleich Leute nach ihm ausschickte, die ihn auch bald fanden, so hatte er doch schon, etwa eine Stunde nach der Verwundung, nicht die Wunden an Gesicht und Hals, wohl aber andere Körperteile mit Fliegeniern besetzt. Beuteltiere, die sich während der Nacht in eisernen Kästen oft nur mit einer Spote oder dem Schwanz gefangen hatten, deren Pelz strogte am nächsten Morgen von Fliegeniern, während sie selbst scheinbar ganz munter waren und sich nicht abgequält hatten. Die Fliegen müssen mit ihren feinen Sinnesorganen entweder eine Veränderung des Geruches oder der Körpertwärme an den gefangenen Tieren wahrnehmen.

Solche Leistungen kann jedes Nasentier vollbringen. Zum Beweise möchte ich noch folgendes anführen. Hunde u. dergl. finden nicht nur eine Fährte, sondern sie wissen mit unfehlbarer Sicherheit, wohin das Tier gelaufen ist. Wir stehen vor einem Kästel, da die Erklärung nur in der frischeren oder älteren Ausdünstung liegt.

Ein gesunder Hirsch wird von keinem Wär u. dergl., eine gesunde Antilope von keiner Hyäne u. dergl. belästigt. Warum? Weil die Raubtiere wissen, daß diese Pflanzenfresser ihnen zu flink sind. Kaum ist jedoch der Hirsch oder die Antilope krank geworden oder angeschossen, so folgen die Raubtiere ihrer Fährte sofort. Es muß also nicht nur für das Auge ein hippokratistisches Gesicht, es muß auch für die Nase einen hippokratistischen Geruch geben.

Hunde und Pferde beschmökern deshalb ihren toten Herrn, auf das Sehen verlassen sie sich absolut nicht, wie auch die Totengräber durch den Geruch des toten gestorbene Tieres angelockt werden. Es ist nun einleuchtend, daß innere Krankheiten schon einen Zersetzungprozess hervorgerufen haben können, den nicht einmal unsere Ärzte wahrzunehmen imstande sind, während die Nasentiere ihn schon wittern.

Bei sehr nahen Bekannten ist kürzlich folgender Fall vorgekommen, der mich in meiner Ansicht nur bestärken konnte. Der Mann war unheilbar krank, doch hoffte man immer noch, daß er einige Monate leben würde. Eines Tages erschien der besorgten Gattin der Zustand besonders schlimm. Namentlich war ihr aufgefallen, daß der Hund, der seinen Herrn berochen hatte, sich winselnd unter das Bett verkroch und nicht mehr zum Vorschein kommen wollte. Sie ließ deshalb sofort den Arzt rufen. Dieser erklärte nach eingehender Prüfung jedoch, daß vorläufig keine Gefahr vorliege. Am Nachmittag starb der Kranke. Der Hund hatte recht behalten.

Wie alle Tiere, so haben auch die Hunde ein feines Vorgefühl für das Wetter. Die Vogelflugdeuter des Altertums waren keine Schwindeker, sondern, wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, sie kannten die allen Landleuten und Schiffern vertraute Eigenschaft der Vögel, das künftige Wetter anzugeben. Daraus folgerte man, daß sie auch künftige Ereignisse prophezeien könnten.

Mit den Hunden teilen auch andere Tiere, wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, die Gabe — ob durch die Feinheit ihres Gehörs oder ihres Gesichts, lasse ich dahingestellt — bevorstehende Erdbeben anzugeben. Schon im Altertum wurden solche Fälle beobachtet. Bei dem letzten Ausbruch des Mont Peló machte man dieselbe Erfahrung. Der Gouverneur erließ vorher eine Proklamation, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, da eine gelehrte Kommission positive Kenntnis über die Sachlage habe. Am nächsten Morgen war jedes Mitglied dieser Kommission ungelommen. Hingegen waren alle wilden Tiere aus der Umgebung des Peló längst verschwunden, und die Haustiere gaben Zeichen großer Angst. In der Stadt Lima in Peru, wo die Leute auf diesem Gebiete etwas verstehen, heißen die Hunde aus diesem Grunde geradezu Seher. Da jeder Jäger beständig wird, daß Hunde krankes Wild vom gefunden sofort durch ihre Nase unterscheiden, so kann ich also die Möglichkeit nicht bestreiten, daß eine innere gefährliche Krankheit, die wir Menschen noch nicht erkennen können, von dem Hunde bereits empfunden wird. Aus diesem Grunde kann ich das Heulen des Hundes vor dem Tode seines Herrn nicht bloß mit den von E. Floessel vorhin angegebenen Gründen rechtfertigen, demgemäß in dem Volksglauben nicht lediglich einen Aberglauben erblicken. —

T. H. Zell.

### Kleines feuilletton.

se. Ein Debut. Er war immer für das gute Essen gewesen und da er der einzige zu Hause war, gab's für ihn stets auch die besten Bissen. In der Schule nannten sie ihn „die Kuller“, was eine sinnige Umschreibung für etwas durchaus Nundes war. Und treffender hätten sie ihn auch nicht bezeichnen können. Selbst als er in dem Alter war, wo man schnell wächst, konnte man nichts, was einer Kante oder Ede ähnlich gesehen hätte, an ihm wahrnehmen. „Kuller!“ Das stimmte schon. Er war sich auch schon lange über seine Zukunft klar, es war ja auch so selbstverständlich. Wenn der Lehrer ihn fragte: „Was willst Du werden?“ antwortete er: „Koch!“ Und die Mutter erzählte mit stolzem Lächeln: „Er kennt sich jetzt schon aus, ich kann ihm nichts vormachen. Wenn ich mal Margarita nehme — ein Fräulein nur — er schmeckt's raus.“

Als er eingeseget war, kam er zu Herrn Flammer in die Lehre. Die Eltern hatten schnell ihre Wahl getroffen: es gab zwar noch vier Stadtköche aber Herr Flammer war unstrittig der erste.

Es wurde rasch Kontrakt gemacht, damit Herr Flammer, bei dem gerade — ein besonderer Glücksfall — eine Lehrlingsstelle offen war, nicht etwa einen anderen engagiere. Drei Jahre, freie Station; drei Kochgänge nebst sechs weißen Schürzen pro Jahr erhielt „die Kuller“, der Vater mußte aber zweihundert Mark Lehrgeld bezahlen für jedes Jahr.

Den Kopf umnebelt von Illusionen, trat Karl, „die Kuller“, seinen Dienst an. Er schmahte, wenn er an die Delikatessen dachte, die seiner bei Herrn Flammer warteten, nun, dabei müßte die Arbeit das größte Vergnügen sein. In aller Form wurde der „Neue“ dem Küchenchef, dem ersten, dem zweiten Koch, dem Küchenmädchen, der Kupferweiberfrau, der Abwaschfrau vorgestellt. Dann war noch ein Laufjunge da, zwei Kochlehrlinge, ein Kutscher — die lernte er so, gründlich und schnell kennen. Mit den beiden Kochschlingen schlief er in einem Schlaf, das durch drei Betten eingenommen wurde und durch ein infolge eines langen Einbaus weit zurückliegendes Fenster ein kaum nennenswertes Licht erhielt. Wenn „die Kuller“ mit dieser Schlafgelegenheit ihre hübsche helle Stube daheim verglich, so gab es kein Schwanken im Urteil. Aber mein Gott, an etwas mangelte es überall und wo so viel Gutes winkte, mußte man eben das minder Gute mit in Kauf nehmen.

Karl wurde eingelleidet und nun mußte er 'ran, wie sich der Küchenchef mit militärischer Prägnanz ausdrückte. Und wie mußte er 'ran! Nach einer Stunde schwitzte er und hatte keine Zeit, sich die Tropfen, die überall hervorquollen, als ob man auf einen vollen Schwamm drückte, abzutrocknen. „Karl, das Salz!“ — „Karl, eine Kafferole!“ — „Karl, Spinat verlesen!“ — „Karl, eine Weißweinsflasche!“ — „Karl! Karl! Karl!“ Es vergingen nicht drei Minuten, ohne daß er gerufen wurde. Und er lief, daß seine Beine flogen. Und das nützte ihm doch nichts, oft kam er zu spät — nach Ansicht des Küchenchefs, oder des ersten, oder des zweiten Kochs, und dann setzte es Püße und Knüffe. Einmal fiel ihm sogar seine schöne weiße Mütze vom Kopf, als er sie hastig aufhob, wor sie nicht mehr weiß. Und dabei war eine Tropentemperatur, denn Herr Flammer hatte an diesem Tage vier Diners zu liefern. Und diese Düstel Karl nahm beide Nasenlöcher bis zum Plagen voll. Und es war gut, daß er das tat, denn ein Mittagessen, wie er sich's geträumt hatte, gab's nicht, wenigstens nicht für ihn. Was die sieben Kochstudentinnen zusammenbuxten, -kochten, -brieten, und was so wunderbar roch, verpeissten wohlgenut die Tischherren des Herrn Flammer bis auf unwesentliche Reste. Karl bekam Kartoffeln, reichlich Kartoffeln, ein bißchen Grünsohl als Kompott und Rouladen, die man ganz gut als Wurfgeschosse benutzen hätte können. Herr Flammer machte seinen Lehrlingen vom ersten Tag an keine Illusionen und besonders nicht dem jüngsten. Nachmittags hatte Karl den Scheuerfrauen zu helfen, er fand keine Zeit, seinen Kaffee zu trinken, dann mußten drei Soupers angerichtet werden und wieder hieß es: „Karl — Karl — Karl!“ Dann heißten die Scheuerfrauen wieder seine Hülfe. Als er endlich, nachdem er ein Abendessen, das aus vier Stullen mit schattenhaftem Belag und drei Tassen wasserklaren Tees bestand, zu sich genommen, ins Bett kroch, fühlte er seine Beine nicht mehr. Er rechnete: „Drei Jahre — jedes hat dreihundertfünfundsechzig Tage . . . macht . . . 1095!“ — Er schluckte beinahe: „Und einer ist erst vorbe!“ —

kh. „Mit den Pilgern nach Mekka“ ist der Titel eines Buches, in dem ein mit der englischen Sprache und Bildung wohlvertrauter Muhamedaner Hadji Khan Bericht gibt über seine im Jahre 1902 unternommene Reise. Die eigentliche Erzählung beginnt zu Jedbah, wo der Autor das Gewand des bühnenden Pilgers anlegte, das aus ein paar dünnen weißen wollenen Lächern und ein paar Sandalen besteht. Hier engagierte er auch seinen Führer Sehid Ali, der „an den Wassern Babilons gessen und gelacht, der zu Fuß den weiten Osten durchwandert bis nach Venarez und mehr als ein halbes Duzend Mal die Pilgerschaft nach Mekka unternommen hatte, ein hübscher, witziger und späßhafter Kerl, dessen Spott und gute Laune sogar vor der Kaaba nicht Halt machte.“ Wie ein Sancho Panza folgt er nun durch das ganze Buch den Fahrten seines Herrn und bietet den humorvollen Rahmen zu den düsteren und aufgeregten Bildern, die da vorüberziehen. Mit einer Karawane, aus Aegyptern, Syren, Kaukasiern, Indern und Malaien bestehend, machte Hadji Khan seinen Weg durch die 46 Meilen lange Wüste nach Mekka. Man erzählte sich mit angehaltenem Atem von den Krabern, die eine Woche vorher einen Zug Kaufleute aufgehalten. Die Karawane mit den Kamelen zog langsam und gemächlich dahin; die Glöckchen klingelten, die Pilger sagten ihre Koransprüche murrend vor sich her und die Treiber ließen einen tiefen melodischen Gesang hören. Mein Treiber fing auch zu singen an, laut tönte seine Stimme in der sich ballenden Dunkelheit, wie er den Allah hat, ihn vor den Dämonen der Wildnis zu schützen, und sie verklang in einem düsteren, gedämpften Laut, der wie ein leises Schluchzen sich verlor. Aber immer und immer wieder drang ein erneutes Singen durch die Wüste, wild und eintönig wie die sandigen Weiten, grell und pfeifend wie die Winde, bald dunkel und leise wie die tonlose Einsamkeit selbst, aus deren Innerem die Töne aufzuwachsen schienen.“ Man kam ohne ein Hindernis nach Mekka. Hier sahen sie, wie das Volk sich dazu drängte, den schwarzen Stein zu küssen. Der Andrang ist so groß, so inbrünstig das Verlangen, die Reliquie zu berühren, daß die Menschen zu Tode getrampelt werden; bei einem der letzten Züge wurden 84 Menschen innerhalb der Kaaba zu Tode gedrückt, doch man ist selig, auf so heiliger Erde zu sterben, und die, welche mit

Wunden und Quetschungen davonkommen, zeigen voll Stolz diese Male ihres heiligen Eifers. Hadji beschreibt eine der ankommenden Karawanen, die mit flatternden Fahnen und geschmückten Kamelen einzog. „Unter den Pilgern sahen wir einen Mann mit langem weißen Bart und Haar, der auf einem mageren Maultier festgeschnallt war. Sein Körper schien kraftlos und verfallen, seine Augen waren tief eingesunken und ausdruckslos, wie erloschen. So schlotterte diese wandelnde Leiche hin. Doch der Boden Mekkas schien geheime Wirkung auf ihn zu üben; er erhob plötzlich seine Stimme, die sich wie vertrocknet und eingerostet mühsam der Kehle entrang, und schrie laut auf: „Preis sei Gott in der Höhe, der mich lebend nach seinem Hause gebracht hat. Gesegnet ist, wer stirbt im Hause des Herrn!“ Ein Schrei ging durch die Menge, als der alte Mann wieder zurückfiel in seine Totenruhe, den nur sein Glaube, die ungeheure Kraft der selbstbeherrschenden Askese bis dahin am Leben erhalten hatte.“

Einen amüsanten Bericht gibt der Mekkapilger über das berühmte Speisehaus Stad Mulkhar, wo nicht weniger als 60 Pilger auf rohen Stühlen an primitiven Tischen saßen und aus Leibeskraft alle durcheinanderschrien. Ein interessantes Ereignis seiner Reise ist der Besuch des Hügel von Arafat, der einige Meilen von Mekka entfernt liegt. Im Jahre 1902 hatte die Cholera sich in der Stadt festgesetzt, und die Menschen starben zu Hunderten am Begehrande. Hadji erzählt von diesem tragischen Ausfluge: „Ein Fackelträger ging zu Fuß voran. Er hatte eine so schreckliche und verbrecherische Vergangenheit, daß sich alle von ihm fernhielten. Und doch mußte man Mitleid haben mit diesem totblaffen Menschen, der sich nur mühsam aufrecht hielt und doch mit zusammengebissenen Zähnen vorwärts schwanke, wie von einer geheimen Macht getrieben. Ich erfuhr, daß er in einem Anfall von sinnloser Wut seine Frau und seine Kinder getötet hatte, und daß er nun Buße tut, um Ruhe zu finden vor den Gewissensqualen am heiligen Hügel.“ Bei jedem Schritt starben Pilger aus Ermattung und Krankheit. Es starb ein Pilger, der die ganze Fahrt am Arm seines Bruders gemacht hatte. Man wollte die Leiche am Wege liegen lassen, doch sein Bruder war völlig verzweifelt, daß er den Toten nicht in der heiligen Erde von Arafat begraben dürfe; da nahm Hadji den Toten auf sein Maultier und der Bruder dankte ihm unter Freudentränen. Doch nicht nur Szenen des Kummers begleiteten den Zug. Wie sich in Festzeiten immer eine grolle Lustigkeit und ein leichtes fieberisches Genießen erhebt, so hörte man auch hier Lachen, Scherz wurden gemacht und Geschichten erzählt, und obwohl keine Trunkenheit herrschte, hatte sich doch so mancher mit einer Flasche Branntwein als „Cholera-Arznei“ versorgt. Mit ihnen zog eine Bande von Musikanten und Tänzern. „Hinter den Trommlern kamen zwei singende Weiber, deren Stimmen wie das Rasseln und Klängen der schweren Armbänder tönten, die sie an Armen und Füßen trugen. Danach schritt ein junger Mann daher, mit einem ausgemergelten wulstigen Gesicht, der ein Instrument blies ähnlich einem Dudelsack. Dann folgte eine Schar tanzender Mädchen in bunten seidnen Gewändern, deren Schmucksachen klapperten und deren Lachen die Luft erfüllte.“

tt. **Korkzieherartige Versteinerungen.** In den jungtertiären Ablagerungen werden Gebilde von sehr eigentümlicher Form gefunden. Sie gleichen in ihrer spiralförmigen Gestalt einem ungeheueren Korkzieher und werden darum vom Volke auch Teufelskorkzieher genannt. Der Naturforscher G. S. Barbour hielt diese Fossilien für die Ueberreste einer Pflanze und nannte sie in griechischer Uebersetzung ihres vollständigsten Namens Dämonelie. Die pflanzliche Natur dieser Gebilde schien besonders daraus hervorzugehen, daß sich an der Basis der Dämonelie ein schräg nach oben laufender Fortsatz befindet, der als Wurzelstock gedeutet werden konnte. Andere Forscher sahen jedoch in dem Gebilde den versteinerten Gang eines Nagetieres, den dieses ehemals in die Erde gegraben hat. In der Tat hat Barbour selbst das Skelett eines Nagetieres in dem angebliehen Wurzelstock gefunden. Da indes die letztere Annahme noch zweifelhaft erschien, so hat nun, wie Science mitteilt, neuerdings D. A. Peterson vom Carnegie-Museum in Pittsburg die Versteinerungen von neuem untersucht. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Er entdeckte Stellen, wo die Gebilde in sehr großer Anzahl vorhanden waren. Sie durchsetzten senkrecht das Gestein und hoben sich aus der verwitternden Umgebung waldbartig hervor. Peterson entdeckte auch ein neues vollständiges Skelett im Innern eines „Wurzelstocks“, ja bei weiteren Durchsuchungen vieler solcher Versteinerungen fand er noch eine ganze Menge von Ueberresten, Schädel, Riefer und andere Skeletteile. 12 bis 15 solcher Partien von Ueberresten wurden im ganzen in den verschiedenen Exemplaren von Dämonelie entdeckt. Alle diese Ueberreste gehören, wie es scheint, einer und derselben Spezies von Nagetier an, und zwar jedenfalls einer Wisamratte. In den Versteinerungen wurden auch Ueberreste von Pflanzen gefunden, die wahrscheinlich von der Nahrung der Tiere übrig geblieben sind. Demnach ist es wohl außer allem Zweifel, daß die Teufelskorkzieher wirklich versteinerte Gänge von Nagetieren sind, d. h. sie sind nur die Ausfüllungen dieser Gänge ohne die Wandungen der Höhlungen. In den Gängen lagerte sich ein Erdmaterial ab, das erhalten blieb, die Ueberreste von Nagetieren umschloß und sich zu Stein verfestigte, während der Sandstein, in dem die Gänge eingelegt sind, verwitterte. —

**Technisches.**

— **Lokomotive und Taschenuhr.** Ueber die außerwöhnliche Leistung einer Lokomotive berichten englische technische Blätter. Diese Maschine, die den Namen des berühmten englischen Schriftstellers „Charles Dickens“ führt und der Nordwest-Eisenbahn in England gehört, hat während zweiundzwanzig Jahre täglich die Expreszüge zwischen London und Manchester gefahren. Ihre Konstruktion ist natürlich inzwischen veraltet; trotzdem hat sie sich gut bewährt, denn die Lokomotive hat in dieser langen Dienstzeit nicht weniger als 3 380 000 Kilometer zurückgelegt und ist noch immer gebrauchsfähig. Der Verbrauch an Kohle wird an 28 000 Tonnen (zu je 20 Zentnern) berechnet, womit 207 000 Tonnen Wasser zur Verdampfung gebracht wurden.

Es dürfte von Interesse sein, hiermit die Leistungen einer Taschenuhr zu vergleichen, indem wir die Umlaufumkehrungen des Hauptrades denjenigen einer Taschenuhr-Umruhr gegenüberstellen. Rechnet man den Umfang des Hauptrades zu rund 6 Meter, so wird dieses während der zweiundzwanzig Jahre 563 333 333 Umdrehungen gemacht haben, das macht in einem Jahre 25 606 060 oder täglich 70 153,6 und stündlich 2923 oder rund 3000 Umdrehungen. Die Umruhr einer gewöhnlichen Taschenuhr mit Aufgang macht aber bekanntlich in der Stunde 18 000 Schwingungen, deren jede mindestens 1/4 Umlauf beträgt. Das entspricht somit stündlich 22 500 Umläufen oder mehr als dem Siebenfachen der Leistung jener Riesenmaschine, die von den Technikern so sehr bewundert wird! Daß dabei eine Taschenuhr zwanzig, ja fünfzig und sechzig Jahre lang gebrauchsfähig bleibt, ist bekanntlich nichts Seltenes. —

(„Deutsche Uhrmacher-Zeitung.“)

**Humoristisches.**

— **Ersag.** „Was, in einem Heringsgeschäft sind Sie jetzt, Herr Pfefferl?“

„Ja — der Arzt hat mir nämlich Seelust verordnet!“ —

— **Von der Schmiere.** „Herr Direktor, warum geben Sie denn den „Dithello“ gleich sechsmal hintereinander?“

„Na, wenn sich der Mohr nun schon einmal geschwärtzt hat! Wisse kost' t Geld.“ —

— **Begriffsstüzig.** **Notar:** „Hintermayer, schreiben Sie Ihren Namen mit ah?“

Wauer: „Naa, gewöhnli' mit Tint'n! —“

(„Reggendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Ein Wörterbuch der rheinischen Mundart läßt unter der Oberleitung von Professor Brand in Bonn die preussische Akademie der Wissenschaften ausarbeiten. —

— **Hella Eschhorn**, die Raibe des Dresdener Residenz-Theaters, ist für das Schauspielhaus in Berlin engagiert worden. —

— **Heinrich Böllners** Musikdrama „Faust“ fand bei der Erstaufführung im Leipziger Neuen Stadttheater lebhaft Aufnahme. —

— **Puccini** arbeitet gegenwärtig an einer neuen Oper, deren Text Gorkis „Nachtastl“ zu grunde liegt. —

— In **Chartum (Sudan)** besteht seit einiger Zeit eine wissenschaftliche Arbeitsstätte, deren Zweck in erster Linie die bakteriologische und physiologische Untersuchung aller in den Tropen und besonders in Sudan heimischen Krankheiten ist, namentlich soweit sie ansteckender und seuchenhafter Art sind. Die Anstalt steht mit den Schulen für tropische Medizin in London und Liverpool in Verbindung und hat als Teil ihrer Bestimmung die Aufgabe, diese Schulen mit Stoff zu Lehr- und Forschungszwecken zu versehen. —

— **Der Riesen Sonnenfleck.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Der vom 29. Januar bis 10. Februar sichtbar gewesene Riesen Sonnenfleck ist, nachdem er die Tour um die Sonne gemacht, wieder am Ostrande erschienen. Das ist die dritte Tour, die er jetzt beginnt, nachdem er das erste Mal als kleiner Fleck in der zweiten Woche des Januar vorübergegangen war. Ob er seine große Ausdehnung behalten hat, läßt sich wegen der perspektivischen Verkürzung am Rande erst sagen, wenn er weiter in die Scheibe hineingerückt sein wird. Vorläufig sieht man eine mehrteilige Hohlbildung mit zwei großen und einigen kleineren Kernen. Auffallend hell und zahlreich sind die den Fleck umgebenden sogenannten Fackeln. Am 3. März wird der Sonnenfleck den Mittelmeridian der Sonne 17 Grad südlich passieren und, wenn er sich nicht vorher auflöst, bis zum 9. sichtbar bleiben, wo er alsdann am Westrand verschwindet. —

c. **Aus Swelo in Süd-Rhodesia** wird berichtet, daß dort **Diamanten** entdeckt worden sind. Ein großer Bezirk ist für weitere Bearbeitung adgesteckt worden. Swelo liegt an der Eisenbahnstrecke Bulawayo - Salisbury, etwa in der Mitte zwischen beiden Orten und am Knotenpunkt einer Zweiglinie nach Selukwe. Nachdem kürzlich **Gold- und Kupferlager** in Rhodesia entdeckt worden sind, wird das Vorkommen von **Diamanten** jedenfalls von sehr großer Bedeutung für das Land sein. Nicht sehr weit von Swelo liegt **Zimbabwe**, das einige für die Hauptstadt der alten Kolonie **Saba** halten. —